

Sprachlich überarbeiteter Vortrag vom 10. Juni 2016

## Vom hässlichen Entlein zum Stolzen Schwan?

### *40 Jahre Gesellschaft für Unternehmensgeschichte und der Wandel der Unternehmensgeschichtsschreibung*

*von Werner Plumpe, Frankfurt am Main*

40 Jahre Gesellschaft für Unternehmensgeschichte – das ist zweifellos ein Anlass zu feiern, auch wenn der richtig große Geburtstag erst in zehn Jahren ansteht. Aber nichts destotrotz sind auch die runden Geburtstage zwischen den großen Jubiläen Punkte, um anzuhalten, nachzudenken und eben zu feiern. Ich will Sie heute daher auch gar nicht mit einer großen, langen und gravitätischen Festansprache begrüßen, sondern eher eine Art Werkstattbericht geben: Wie steht es um die Unternehmensgeschichte? Welche Entwicklungen in den letzten 40 Jahren waren bemerkenswert? Was hat sich verändert? Welche Rolle spielte und spielt unsere Gesellschaft in diesem Rahmen? Mein Blick fällt dabei naheliegenderweise subjektiv aus. Jeder, oder doch die meisten, von Ihnen, die heute hier in dieses schöne Haus gekommen sind, in das uns unser Vorstandsmitglied Friedrich von Metzler eingeladen hat, haben die Geschichte der GUG in den vergangenen Jahren miterlebt und mitgeprägt und könnte also seine ganz eigene Sicht der Dinge vorbringen, die sich mit meiner nicht decken muss. Das ist aber, so glaube ich, kein Schade, denn von der Vielfalt der Perspektiven lebt auch unser Fach, wie jede andere wissenschaftliche Disziplin auch.

Die Unternehmensgeschichte ist heute ein breites Fach mit vielen Zweigen, Teilen und ganz unterschiedlichen Ansätzen. Dabei hat sie durchaus eine lange Tradition. Die ersten Unternehmensarchive, unsere unverzichtbare Grundlage und Arbeitsvoraussetzung, stammen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als die ersten Unternehmen im modernen Sinne begannen, ihre Unterlagen systematisch aufzubereiten, nicht zuletzt, weil erste runde Geburtstage anstanden. Seither gibt es auch die Literaturgattung der Festschrift, also einer Art Geburtstagsgabe zu runden Geburtstagen, die sich die Unternehmen in der Regel selbst schenken: vielkritisiert, aber erkennbar nicht totzukriegen. Denn Erinnerungen, und seien sie selektiv, erfüllen ja ihren Sinn, wenn auch nicht unbedingt als wissenschaftliche Texte. Festschriften sind keine, und waren auch nie so gemeint, gelehrten Abhandlungen, die ihren Gegenstand uninteressiert, ja kritisch aufbereiten; sie sind vielmehr Erinnerungsbände mit zumeist durchaus gegenwärtigen Funktionen, wollten (und wollen durchaus heute noch) doch viele Unternehmen damit ihren Stolz auf die eigenen Erfolge zur Grundlage von deren Fortsetzung machen. Sie sollten also eine ganz konkrete Aufgabe erfüllen. Das ist nicht illegitim, konnte aber zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen führen. Über einen Kamm scheren kann man die Festschriften nämlich durchaus nicht. Viele waren bestenfalls gehobene Werbetexte, andere aber hatten durchaus Anspruch und Niveau und konnten wissenschaftlich rezipiert werden. Die Vielfalt der Unternehmen und ihres Selbstverständnisses spiegelt sich in diesen Produkten auf jeden Fall; auch das ist ja eine Information.

Ihre Unschuld verloren diese Texte auch erst mit der Zeit des Nationalsozialismus bzw. der Auf- oder eben Nichtaufarbeitung dieser Jahre in der Unternehmensgeschichtsschreibung der Nachkriegszeit. Dadurch wurde die Unternehmensgeschichte selbst zum Politikum. Denn eine Vielzahl von

Unternehmen war Teil der Rüstungs- und Kriegswirtschaft des Nationalsozialismus gewesen und hatte sich teilweise recht aktiv an den Verbrechen des Regimes beteiligt, in jedem Fall aber dazu beigetragen, das Überleben eines Regimes zu stabilisieren, das nie und nimmer hätte stabilisiert werden dürfen. Die Gründe hierfür waren vielfältig, hingen aber zumeist mit der Pragmatik eines Unternehmenshandelns zusammen, das sich nicht nach politischen Zäsuren kurzerhand bestimmen ließ. Die Unternehmen wussten um diese Problematik, wussten aber auch um das zum Teil mehr als bedenkliche Handeln mancher Unternehmensleitung. Das wollte man nach 1945 nur in den seltensten Fällen rechtfertigen, aber an die große Glocke hängen wollte man es eben auch nicht, zumal im Kalten Krieg um die Rolle der Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme ein intensiver Propagandakrieg tobte, in dem die marxistische Kritik mit Vorliebe auf die Rolle der Unternehmen während der Diktatur verwies, um das gesamte westliche Wirtschaftssystem zu diskreditieren. Diese unternehmenskritische Haltung war dabei anfangs nicht einmal ein Alleinstellungsmerkmal der sowjetischen Besatzungsmacht und ihrer deutschen Bundesgenossen; sie fand sich auch in der amerikanischen Militärregierung, die, nicht selten von deutschen Emigranten entsprechend beraten, nach dem Krieg ihre Machtposition zu nutzen gedachte, um die wirkliche oder vermeintliche Macht der großen Unternehmen zu zerschlagen. Das alles brachte die Unternehmen von Anfang an in eine diffizile Lage, da ein offener Umgang mit der unmittelbaren Vergangenheit erhebliche Folgen nach sich ziehen konnte, und in den Fällen der I.G. Farben, der großen Banken, der Montankonzerne des Ruhrgebietes oder der Unternehmensgruppe von Friedrich Flick ja auch hatte. Die Selbstdarstellungen der Unternehmensgeschichte aus der Nachkriegszeit hatten von daher von Anfang an einen verteidigenden, verschweigenden, zum Teil beschönigenden Tonfall, der sich mit der Konstellation der späten 1940er und frühen 1950er Jahre gut plausibilisieren lässt. Sicher gab es auch das bewusste Verbergen von Straftaten und moralisch verwerflichem Handeln, doch zumeist war es ein taktisches Sichanpassen, das dann durch den Wiederaufbauerfolg und die Rückkehr auf den Weltmarkt im „richtigen“ Lager auch belohnt wurde. Aus dem pragmatischen Umgang mit der NS-Zeit, aus dem „Beschweigen“ einer Vergangenheit, die man beschwieg, gerade weil man von ihr wusste und sie eben nicht verdrängt war, wurde ein zum Teil recht selbstgerechtes Präsentieren von Erfolgsgeschichten, in denen die „dunklen Jahre“ nur noch auftauchten, um als Folie eines grandiosen Wiederaufstiegs zu dienen. Die Halbwertzeit derartiger Narrationen war indes abzusehen, zumal sie eben mit der Wirklichkeit doch recht großzügig umgingen. Das prägte auch die akademische Unternehmensgeschichtsschreibung, die freilich sehr klein war. Wer den Namen von Wilhelm Treue und die Zeitschrift „Tradition“ nennt, hat in gewisser Hinsicht bereits alle Akteure beisammen. Sie bemühte sich, kam aus dem affirmativen Geist der Zeit aber nicht heraus. An der Universität in einer krassen Außenseiterposition, in der breiteren Öffentlichkeit zumeist von Publizisten vertreten, die zumeist im Auftrag der Unternehmen selbst schrieben, war die Unternehmensgeschichtsschreibung der Wiederaufbaujahre in keiner guten Verfassung, von einer Ausnahme abgesehen: Das Herz schlug anderswo, und zwar in den Unternehmensarchiven, die es bis heute in Deutschland in großer Zahl und zumeist überaus gut geführt gibt. Mochte auch das Fach selbst klein, seine Erzählungen fragwürdig sein, die Voraussetzungen für einen grundlegenden Wandel blieben erhalten. Und der sollte bald kommen.

Mit dem Aufschwung der Erforschung des Nationalsozialismus seit den 1960er Jahren ging die bisherige „Unschuld“ der mehr oder weniger offiziellen Unternehmensgeschichten verloren. Die sich nun abzeichnende Krise der älteren Unternehmensgeschichtsschreibung, die maßgeblich auch zur Gründung der GUG beitrug, hatte freilich viele Facetten; nicht nur die Darstellungen zur Entwicklung in der Diktatur wurden zum Stein des Anstoßes. Die Festschriftenliteratur, bald war in Anlehnung an

Honoré de Balzac von Glanz und Elend der Festschriftenliteratur die Rede, waren plötzlich gerade wegen ihres ja an sich unumstrittenen Beitrages zum Erfolg der Firmen in einem Dilemma, da ihre notorische Schönfärberei nun einen überaus bedenklichen Zug bekam, der Moment des Verschweigens, des Beschönigens und des Verdrehens wurde angesichts der Realität der Jahre zwischen 1933 und 1945 immer offensichtlicher – und zwar als Skandal. Anfangs konnten die Auseinandersetzung noch in den Kontext des Kalten Krieges gestellt werden (Abs-Buch von Czichon, Buch von Hallgarten und Radkau über die deutsche Industrie im 20. Jh.); doch bald halfen auch Rechtsstreite und das Schwärzen von Textstellen nicht mehr. In gewisser Hinsicht kann die Geschichte der GUG, die ja in diesem Rahmen gegründet wurde, um das Bild der Unternehmen in der Öffentlichkeit zu verbessern, gerade als Ausdruck des Wissens angesehen werden, dass Prozesse in der Zukunft nicht reichen würden, um das Image der Unternehmen zu verbessern. Bald würde sich auch zeigen, dass es mit einfacher Kosmetik nicht getan sein würde. Denn die Debatten um die Rolle der Zwangsarbeit in den Unternehmen, die zu Beginn der 1980er Jahre zu einem breiten Strom an Beiträgen führte, machten schnell schnell, dass die bisherige Position des defensiven Umgangs mit heiklen Themen nicht mehr trug. Dazu war deren Brisanz einfach zu groß, nicht zuletzt weil derartige Fragen rasch den engen zeithistorischen Rahmen sprengten. Allein die Tatsache, dass Entschädigungsprozesse, die nach der deutschen Rechtsprechung bislang mehr oder weniger erfolglos abgewiesen worden waren, nun in den USA große Erfolgsaussichten hatten, die die sich global aufstellende deutsche Wirtschaft nicht ignorieren konnte, erzwang einen anderen Umgang mit der jüngeren Unternehmensgeschichte, die nach anfänglichem Stocken (Erste Zwangsarbeiterstudie zu Daimler-Benz) schließlich eine neue Art des, wenn man so will, „ehrlichen“, Umgangs mit der eigenen Geschichte geradezu zu einer Frage der Klugheit, auch der geschäftlichen, machte. Und nun wurde auch offensichtlich, dass es bestenfalls in Einzelfällen eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der Geschichte vor 1945 gegeben hatte; hier war offensichtlich viel zu tun.

In der Geschichtswissenschaft der Zeit wirkten diese Defizite geradezu als Ansporn. In den 1980er Jahren änderte sich hier das Diskussionsklima. Die Unternehmensgeschichte wurde, durch die Arbeiten zur NS-Zeit angefeuert, in den folgenden Jahren geradezu zu einem Modefach, in dem sich plötzlich zahlreiche berufene und unberufene Akteure tummelten. Für die GUG, bislang in der Wissenschaft selbst mit den Professoren Wilhelm Treue, Hans Pohl und wenigen anderen Matadoren eine Nische in der Geschichtsschreibung, wurde das auch noch aus einem anderen Grund zur großen Herausforderung. Mit den Paradigmenwechseln der 1970er Jahre wurde die Wirtschaft generell zu einem bevorzugten Thema der neuen Gesellschaftsgeschichtsschreibung, wurden Unternehmen und ihre Interessen zu wichtigen Momenten des allgemeinen historischen Wandels, die entsprechend in der allgemeinhistorischen Forschung eine immer größere Rolle spielten. Seit Jürgen Kockas Doktorarbeit über die Unternehmensorganisation von Siemens über die Studien zum Finanzkapital und zum „organisiertem Kapitalismus“ bis hin zu den Arbeiten über die Krisenfaktoren der Republik von Weimar, seien sie nun von Gerald Feldman, Bernd Weisbrod oder Reinard Neebe vorgelegt worden: durchweg waren Unternehmen, Unternehmer und Manager zentrale Akteure, deren Handeln über Wohl und Wehe des historischen Geschehens zumindest mitentschied. Zwar standen hier wirtschafts- und unternehmenshistorische Fragen nicht immer im Vordergrund, ja gelegentlich wurde die Tatsache, dass Unternehmen wirtschaftliche Rahmenbedingungen nicht ignorieren können, völlig außer Betracht gelassen, aber das Thema war etabliert und gewann, mit Thomas Hughes gesprochen, Momentum, ein Momentum, das seit den 1980er Jahren die Flut einschlägiger Publikationen, namentlich die Zahl von Doktorarbeiten, stark ansteigen ließ.

Für eine wissenschaftliche Teildisziplin bedeutet ein solcher Aufschwung und eine solche Ausdifferenzierung vor allem eines: nämlich Streit! Dabei fiel der GUG die Rolle des Angegriffenen allein deshalb zu, weil sie der bisherige Platzhalter war, der sich ohne nennenswerte Konkurrenz hatte ausbreiten können, angesichts der fehlenden Konkurrenz eine gewisse Bräsigkeit aber auch schwer bestreiten konnte. Die Fülle der Sammelbände ihrer Symposien ist eindrucksvoll, das Themenspektrum breit, aber gerade in dieser Breite boten die Texte Angriffspunkte, da sie zumeist mehr enzyklopädisch als kritisch daherkamen. Und genau letzteres war es, das seit der Mitte der 1980er Jahre gefordert wurde: Die GUG stand deshalb in der Kritik, weil sie selbst eben nicht kritisch war oder es zumindest nicht zu sein schien, sondern nicht zuletzt wegen ihrer Nähe zu den Unternehmen, deren Geschichten in ihrem Kontext rekonstruiert wurden, geradezu als akademisch korrupt erschien. So sah das jedenfalls Karl-Heinz Roth und mit ihm viele jüngere Historiker, die in den 1970er und 1980er Jahren mit einem explizit marxistischen bzw. gesellschaftskritischen Ansatz die Sache in die Hand nahmen. Ich weiß, wovon ich rede.

Nun war und ist Karl-Heinz Roth ein bekennender Linksradikaler, dessen wissenschaftliche Seriosität selbst nicht unbestritten geblieben ist. Aber seine Einrede gegen die Arbeiten aus dem Umfeld der GUG markieren die Atmosphäre der späten 1980er Jahre recht gut, als die Unternehmensgeschichtsschreibung im besagten Streit regelrecht politisiert war. Die großen Anklageschriften aus Roths Sozialgeschichtlichem Institut gegen die Deutsche Bank und Daimler Benz, die Neuauflage der OMGUS-Reporte zur Deutschen und Dresdner Bank und zu der I.G. Farbenindustrie AG, weitere Studien aus diesem Umfeld etwa von Otto Köhler zur Geschichte der I.G. betrachteten die Unternehmensgeschichte als Gegenstand und Instrument der politischen Auseinandersetzung, in der sie in der Öffentlichkeit viel Zustimmung erfuhren, weil den Unternehmen spätestens in den 1990er Jahren ihr langes Beschweigen der eigenen Vergangenheit regelrecht auf die Füße fiel. Doch waren die meisten Kritiker in ihrem politisch motivierten und gespeisten Eifer letztlich blind gegenüber der Tatsache, dass auch Unternehmen ihre „Geschichtspolitik“ ändern können. Denn anders als etwa Karl-Heinz Roth und Otto Köhler fest glaubten, hatten viele Unternehmen in den 1990er Jahren überhaupt kein gesteigertes Interesse mehr daran, ihre Geschichte während der NS-Zeit weiterhin zu beschweigen, sondern öffneten ihre Archive und ließen eine unabhängige Forschung zu. Altruistisch war das nicht, aber im Ergebnis begann eine neue Kooperation von Wissenschaft und Unternehmen, deren Erträge öffentlicher und akademischer Kritik standhielten und standhalten.

Für die GUG war diese Änderung, die vielleicht am deutlichsten in den Arbeiten zur Geschichte der Deutschen Bank seit der Mitte der 1990er Jahre zum Ausdruck kam, in gewisser Hinsicht ein Glücksfall, ermöglichte er Vorstand und Beirat der Gesellschaft doch die Öffnung hin zur unternehmenshistorischen Praxis der allgemeinen Geschichtswissenschaft, die, ich deutete es an, sich seit den 1980er Jahren sehr verstärkt hatte. Auch hier waren die Gesellschaft für Unternehmensgeschichte und ihre Publikationen lange Zeit im Fokus einer Kritik, die eine kritische Geschichtswissenschaft einforderte. Doch meinte kritische Unternehmensgeschichte hier nur sehr bedingt deren Politisierung. Im Vordergrund stand vielmehr der Wunsch, ja die Forderung, die Unternehmensgeschichte solle sich dem Niveau der allgemeinen Geschichtswissenschaft öffnen, die seit den 1970er Jahren ihren kritischen Ansatz gerade in der theoretischen und konzeptionellen Aufbereitung ihres Gegenstandes und der entsprechenden historiographischen Praxis verfolgte. Die Arbeitsergebnisse zeigten, wie fruchtbar das sein konnte, wenn man etwa an Wengenroths Studie zur Eisen- und Stahlindustrie, an Pierenkempers Analyse der westfälischen Schwerindustriellen oder – für vieles grundlegend – an Gerald Feldmans Arbeiten zur frühen Entwicklung der Weimarer

Republik denkt. Sich hier zu öffnen, hieß für die GUG freilich auch, einen personellen Wandel zu vollziehen, um aus der Frontstellung herauszutreten, die zu den neuen Strömungen der Unternehmensgeschichtsschreibung, namentlich zu dem Ende der 1980er Jahre in Bochum gegründeten Arbeitskreis für kritische Unternehmensgeschichte, entstanden war, denn nur so war es ihr möglich, in engen Kontakt zu der nun aufstrebenden großen Anzahl junger Unternehmenshistoriker zu bleiben bzw. zu kommen, die, das war an ihren Arbeiten abzusehen, die Unternehmensgeschichtsschreibung in Deutschland nach und nach maßgeblich bestimmen würden. Diesen Schritt hin zur Öffnung tat die Gesellschaft, maßgeblich gestaltet von Otmar Franz und Manfred Pohl, weil sie um dessen existentielle Bedeutung wusste, konsequent und war dabei erfolgreich. Der Wandel, ja die Öffnung der GUG hin zu den jüngeren Unternehmenshistorikern nahm schließlich ein bemerkenswertes und auch allgemein bemerktes Ausmaß an. Schon die große Veranstaltung zum Thema der Unternehmensentwicklung im NS, die 1996 im I.G. Farbenhaus in Frankfurt stattfand, vor allem aber der in diesem Rahmen konstituierte Arbeitskreis, in dem sich die internationale Spitzenforschung zum Thema zusammenfand, zeigten, dass die GUG eine maßgebliche Plattform bei der Aufarbeitung des Themas sein wollte und sein konnte. Der sich in den Arbeitskreisen und dann namentlich auch im wissenschaftlichen Beirat in der kommenden Zeit vollziehende Wandel signalisierte, dass diese Öffnung keine taktische Eintagsfliege sein würde. Vielmehr vereinigt der wissenschaftliche Beirat der GUG seither die akademische Unternehmensgeschichtsschreibung in Deutschland und er signalisiert auch deren Bemühen, die internationale Sichtbarkeit der deutschen Unternehmensgeschichtsschreibung durch die Zusammenarbeit mit ausländischen Kollegen u.a. aus Frankreich, Großbritannien und den USA zu erhöhen.

Dieser Wandel, dessen personelle Dimension nicht immer ohne Konflikt war, hat, obwohl die kritische Dimension für die Arbeit der GUG immer bedeutender wurde, gerade nicht zu einem Ende der bisherigen Kooperation von Unternehmen und Wissenschaft geführt; das ist vielleicht einer der bemerkenswertesten Befunde, der die alte Kritik an der vermeintlich auf ewig reaktionären Geschichtspolitik der Unternehmen am deutlichsten Lügen straft.. Die Unternehmensmitgliedschaft unterliegt Schwankungen, doch folgen diese Schwankungen keinem Dissens in der Sache, sondern sind eher Ausdruck der schwankenden Bereitschaft von Unternehmen, sich wissenschaftlich, und das kostenpflichtig, zu engagieren. Diese Bereitschaft unterliegt Konjunkturen und Restriktionen, was freilich nur den überrascht, der die Geschichte von Unternehmen nicht kennt. Diese Schwankungen im Rahmen zu halten, ist stets Bemühen der GUG, namentlich ihres Kuratoriums gewesen. Den Kuratoriumsvorsitzenden der letzten Zeit, Hilmar Kopper, Rolf E. Breuer und Clemens Börsig, gebührt insofern ein besonderer Dank, denn diese Form der Zusammenarbeit von Unternehmen und unabhängiger Unternehmensgeschichtsschreibung ist eine deutsche Besonderheit, die es zu pflegen gilt. Ihre große Bedeutung sieht man sofort, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, die eine entsprechende Forschung in anderen Ländern gewärtigt. Dabei ist diese Nähe von Unternehmen und Wissenschaft nichts, was unproblematisch, unkompliziert wäre. Die Erwartungen von Unternehmen an die Aufarbeitung ihrer Geschichte sind, wie gesagt, nicht oder nur sehr bedingt, altruistisch, während die Geschichtsschreibung ihren Ruf gerade ihrer Uninteressiertheit verdankt. Hier liegt ein unvermeidliches Spannungsfeld, auf dem es in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen zu Entladungen kommt, die aber, und insofern ist die Arbeit der GUG schon wesentlich, das seit den 1990er Jahre sukzessive entstandene Vertrauen zwischen den Kooperationspartnern zu keinem Zeitpunkt in Frage gestellt hat.

Nimmt man das unternehmenshistorische Feld, so würde die jüngste Generation von Historikern, die gerne im Jargon der Zugehörigkeiten reden, sagen, so kann man seit der Öffnung der GUG in den 1990er Jahren eine weitere starke Vermehrung und Ausdifferenzierung unternehmenshistorischer Arbeiten erkennen. Aber bevor hierauf ein Blick geworfen wird, ist zunächst der zahlreichen Symposien und Vortragsveranstaltungen zu gedenken, die von der GUG in großer Beständigkeit seit ihrer Gründung veranstaltet worden sind und weiterhin veranstaltet werden. Gerade hier bewährt sich die Zusammenarbeit mit den Unternehmen, die bisher unsere Gesellschaft gerne bei sich aufgenommen haben, sei es um Tagungen, sei es um Vortragsveranstaltungen durchzuführen. Die so möglichen Foren für gemeinsamen Austausch sind kaum zu überschätzen, auch wenn der Beirat derzeit überlegt, angesichts der Vielzahl von Veranstaltungen deren Frequenz in Zukunft ein wenig zu drosseln. Das wird man sehen müssen. Neu ist in diesem Rahmen vor allem die internationale Öffnung. Die GUG war nicht nur Gastgeber der ersten Weltkonferenz der Unternehmensgeschichte; sie führt auch regelmäßig Tagungen mit der EBHA, mit den amerikanischen und jüngst mit den britischen Kollegen durch. Für 2018 ist an eine entsprechende Veranstaltung in Japan gedacht. Das ist lehrreich und produktiv, doch durch jetzt möglichen genauen Blick ins Ausland erfährt man auch, was man im Inland hat. Verglichen mit ihren Schwesterorganisationen jedenfalls trägt unsere Gesellschaft nicht dazu bei, dass der Ruf Deutschlands als Organisationschaos weiter wächst. Wir, d.h. vor allem, unsere Geschäftsführerin Andrea Schneider sind zumindest bis heute geradezu Inbegriff deutscher Tugenden.

Die internationale Öffnung, und auch die Öffnung unserer Zeitschrift für englischsprachige Beiträge, sind ein Zeichen, dass wir mit der Zeit gehen, was nicht immer leicht fällt, aber nicht zu ändern ist. Im globalen Maßstab fällt dabei auch die große Produktivität der deutschen Unternehmensgeschichtsschreibung auf, die nur deshalb gelegentlich nicht bemerkt wird, weil eben deutsche Texte international nicht die Leser finden, die sie verdienen. Dabei ist nicht allein an die Fülle von Veröffentlichungen zu einzelnen Unternehmen und Unternehmern, zu Stiftungen und theoretisch-konzeptionellen Fragen der Unternehmensgeschichte zu denken. Aus unserem Beirat sind auch mit den Büchern von Hartmut Berghoff und Toni Pierenkemper wichtige Zusammenfassungen der Unternehmensgeschichtsschreibung erschienen, auch werden an den Universitäten, an denen unsere Beiratsmitglieder tätig sind, ständig Studenten und Doktoranden an die Unternehmensgeschichtsschreibung herangeführt, hier ist im Laufe der Zeit auch der Pool entstanden, auf den die GUG zurückgreifen kann, wenn es um die Realisierung ihrer Projekte geht. Johannes Bähr, Ralf Banken, Paul Erker, Roman Köster, Jörg Lesczenski, um nur einige wenige Namen zu nennen, stehen heute mit ihren Namen und ihren Büchern für das Ergebnis, nämlich eine anspruchsvolle und kritischen Ansprüchen genügende Auftragsforschung, von der alle etwas haben: Die Unternehmen gute Texte, die Öffentlichkeit Aufklärung und die Historiker Arbeit. Das ist doch was.

Nun wäre es aber ganz verkürzt, die Arbeit der GUG auf die regelmäßigen Tagungen und die Auftragsforschung zu beschränken. Sie ist auch ein Netzwerk der vielfältigen Ansätze und Debattenstränge der Unternehmensgeschichte geworden, in dem vielfältige Anregungen zusammen kommen und wichtige Debatten geführt werden. Erinnerung sei nur an den Streit darum, wie Unternehmensgeschichte richtig zu schreiben ist, wie Unternehmens- und Wirtschaftsgeschichte zusammengehen, welche Bedeutung die Kulturgeschichte hat, wie überhaupt Unternehmens- und Gesellschaftsgeschichte programmatisch verzahnt sind. Dass in den letzten Jahren hier große Debatten fehlen, mag man beklagen; man kann es aber auch als Zeichen dafür sehen, dass das programmatische Selbstverständnis doch weitgehend geklärt ist und die eigentliche Arbeit jetzt nicht

mehr in der Diskussion von Regieanweisungen besteht sondern in gut aufgeführten Theaterstücken, also im Schreiben guter Unternehmensgeschichten. Und da herrscht fürwahr kein Mangel. Man muss nur in die Runde schauen und die Titel aufzuzählen, deren Autoren heute abend anwesend sind. Das ist überaus eindrucksvoll und der beste Qualitätsnachweis, den wir überhaupt haben können.

Aber, wie der gute Carl Duisberg nicht müde wurde zu betonen, der bestverwaltete Staat ist doch der beste Staat. Und auch die Unternehmensgeschichte will verwaltet werden, eine nicht ganz unbedeutende Aufgabe, die zwar von der GUG nicht allein geleistet werden muss, aber doch in nicht unbeträchtlichem Maße. Wenn man eine Geschichte der Corporate Governance der GUG schreiben müsste, und wer könnte das besser als wir, würde zwar zunächst die Dauer ihrer Strukturen vor allem über Pfadabhängigkeiten zu erklären sein, doch könnte genauso gut auf deren schlichte Bewährung verwiesen werden. Vorstand, wissenschaftlichen Beirat und Kuratorium sind leistungsfähige und leistungsbereite Agenten der Mitgliedschaft, zumal der stetige Wechsel der Zusammensetzung den stets nötigen frischen Wind ermöglicht, zumeist jedenfalls. Diese Strukturen haben sich mithin also bewährt und allen Personen, die hier ihre Arbeit leisteten und noch leisten gebührt der Dank der gesamten Unternehmensgeschichtsschreibung. Doch ist das bestenfalls die halbe Wahrheit unseres gut verwalteten kleinen wissenschaftlichen Vereins. Jede Organisation lebt von ihrer Geschäftsführung und die GUG wiederum von der Leistungsbereitschaft, der Ausdauer, dem diplomatischen Geschick und der Überzeugungskraft von Andrea Schneider, ohne die, das muss einmal gesagt werden, fast nichts ginge. Das meine ich ernst, und insofern ist das kein Lob, sondern eine wissenschaftliche Feststellung.

Der Wert der Unternehmensgeschichtsschreibung für die Unternehmen lässt sich, auch wenn häufig danach gefragt wird, nicht in Mark und Pfennig berechnen. Er ist vorhanden, fraglos. Eine gute Unternehmensgeschichtsschreibung ist so etwas wie eine Visitenkarte des Unternehmens für Kunden, Mitarbeiter und Öffentlichkeit, deren Bedeutung nicht zu überschätzen ist, ist doch das Erzählen der eigenen Geschichte die einzige Möglichkeit, sich glaubwürdig zu präsentieren und damit Vertrauen zu gewinnen. Dazu gehört auch Ehrlichkeit im Umgang mit Krisen, Fehlern und Niederlagen; sie machen in gewisser Hinsicht das Salz in der Suppe aus, da reine Erfolgsgeschichten ja zumeist einen eher faden Eindruck hinterlassen; geglaubt wird ihnen ohnehin nicht. Der eigentliche Wert geht aber noch darüber hinaus. Der Schweizer Historiker Jacob Burkhardt hat einst sinngemäß gesagt, Geschichte mache nicht klug für morgen, sondern weise für immer. Genau hierin, in dem Begreifen des Wesens von historischem Wandel, dem auch der Zeitgenosse sich nicht entziehen kann, liegt der eigentliche Gewinn, den eine gute Unternehmensgeschichte vermitteln kann, in der Einsicht, der Grenzen und Möglichkeiten menschlichen Handelns und der Skepsis gegenüber einer Hybris, die gerade deshalb in die Krise führen kann, weil sie sich über sie erhaben fühlt. Die GUG selbst hat in ihren Häutungen in den letzten 40 Jahren den Sinn dieser Worte erwiesen. Auch heute und mit unserer Generation ist das Ende nicht erreicht, sondern lediglich eine Etappe absolviert. Eine leistungsfähige Unternehmensgeschichtsschreibung in die nächste Etappe zu entlassen, sollte daher auch weiterhin unser höchster Ansporn bleiben.